



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 46.

Wiesbaden, den 15. August 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Herta Heimbergs Geschenk.“ Erzählung von B. Fienes. — „Drei Briefe an eine Mutter“, von H. Hörner. — „Kriegschroniken und Sammlungs geschichten“, von Prof. Ed. Heyd. — „Die Rotprüfung“, Erzählung von Fritz Müller. — „Das Seebad in Feldgrau“, von A. Fortkreuter. — „Berkünftiger Unterricht“, von H. Arnold. — „Frau Bederaths Ahnungen“, Erzählung von E. Fries. — „Hilberbogen fürs Haus“. — „Lustige Gese.“

Zum Geleite.

Ich weiß nicht, welches empfindlicher ist: um gewisser Eigenschaften willen, die gerade nicht jedermann hat und daher für originell gelten, nichtsdestoweniger aber Schwächen sind, auf die zudringliche Weise immer hervorgezogen und ausgezeichnet, oder um einiger Schroffheiten und Unebenheiten willen, die einem guten und löblichen Boden entspringen, immer getadelt werden.
Gottfried Keller.

Herta Heimbergs Geschenk.

Erzählung von Bernhard Fienes.

Heino Vorstein brachte mit Mühe seinen unwidesteten Arm in den Uniformrock, weil seit Kriegsbeginn kein Diener in dem Landhause der Heimbergs war, dann stieß er das Fenster auf, tat ein paar tiefe Atemzüge und ging hinunter. Herta Heimberg stand am Tische und ordnete die Springensträuße, die sie eben vom Garten hereingebracht hatte.

„Heino,“ sagte Tante Heimberg, die klein und weiß in dem großen Korbsessel zu verschwinden drohte, „war die erste Nacht auf Birkenhof gut?“

„Danke, liebe Tante, wer so wenig verwöhnt ist wie wir, wächst sich leicht ein.“

Dann ging er um den Tisch und küßte seiner Braut die Hand. Die sah ihn aufmerksam an.

„Du,“ sagte sie, „ein paar graue Härchen hast du auch schon.“

„Wirklich? Das liegt bei uns in der Familie.“

Er setzte sich und fühlte, daß er doch müder war, als er gedacht hatte.

Man trank Kaffee. Ein Fink kam aus dem blühenden Rotdorn, hüpfte auf den Tisch und nahm seinen Morgen-tribut entgegen.

„Das tut er regelmäßig, wenn wir draußen frühstücken,“ erklärte Herta.

Vorstein dachte an die Maus, die zuweilen in seinem Unterstande aus ihrem Erdloch kam. Er machte Miene, davon zu erzählen. Dann sah er die vierte Tasse auf dem Tisch und den Korbstuhl davor. Seine Gedanken schweiften ab. Er vergaß, was er sagen wollte, und seine grauen Augen ruhten auf dem leeren Stuhl.

„Wo ist denn Ilse?“ fragte die Tante mit leiser Stimme.

„Vor Tau und Tag davon. Willst du rauchen, Heino?“

„Wenn ihr was habt. Wir sind es jetzt so gewöhnt, daß die Zigarren zu uns kommen.“

„Dafür hat Ilse gesorgt. Sie ist eigens in die Stadt geradelt und hat Kisten besorgt. Deine alte Sorte!“

Sie lächelte, erhob sich trotz Vorsteins Einspruch und trug das Rauchzeug herbei.

Als Vorstein rauchend dem Wirtschaftsgespräch der beiden Frauen zuhörte, kam Ilse, blond und sonnengebräunt, mit einem dicken Strauß duftender, rotblühender Orchis.

„Habt Ihr was übrig gelassen? Ich habe einen Bärenhunger. Morgen, morgen, Heino!“

Sie gab jedem die Hand.

„Wo hast du die Blüten her?“ fragte die Schwester.

„Von den Bruchwiesen hinter der Mühle. Riech mal, Tanten!“

Die Tante schob ihr kleines, gerades Näschen darüber. „Köstlich, Kind. Sie riechen nach Wald und Freiheit und Jugend.“

Ilse nahm eine dunkelblaue Schale, füllte sie aus der Wasserkaraffe und tat die Blüten hinein. Vorstein sah auf ihre kräftigen Hände, ihre straffen, festen Bewegungen.

„Wie eine Bachweide! dachte er. Nein! Korrigierte er sich — wie eine Birke! In ihren Haaren ist schlummernder Frühlingwind. Und ihm fiel ein, daß er sie sich da draußen immer vorgestellt hatte, wie sie mit schwingenden Armen den Birkenweg hinabschritt, der vom Landhause in die freie Heide führte.“

Hertas Blick glitt rasch von der Schwester zu ihrem Verlobten. Sie nahm sich zusammen.

„Entschuldigt mich, ich muß mit dem alten Wief nach dem Fischkasten.“

Man hörte draußen Hertas Stimme im Gespräch mit der Knarrenden eines älteren Mannes. Ein Fink jauchzte

hell auf. Grasmücken dudelten ihre feinen Lieder. Vom Hühnerhof krächte ein Hahn.

„Ja, ja,“ seufzte die Tante, erhob sich und ging ins Gartenzimmer. Eine Tür klappte. Dann war den Zurückbleibenden das Hüfteln der Alten aus dem Fenster zu hören. Vorstein und Ilse saßen schweigend.

„Ich hab' den alten Bock gesehen — heut' morgen zwischen den Erlenstangen — aber mit der Jagd ist es wohl vorläufig nichts?“ fragte sie, um etwas zu sagen.

„Schwerlich. Bin froh, wenn ich erst wieder malen kann.“ Vorläufig kommt mir das alles so sinnlos vor.“

Sie nickte und wippte spielend das schwere Besteck in den Fingern.

„Weshalb bist du eigentlich hierher gekommen?“ fragte sich Vorstein. Ein knapper, höflicher Brief — dann wären diese schwebenden Situationen nicht gewesen. Man sagte etwas und meinte immer was anderes.

„Verzeih, daß ich so schweigsam bin,“ entschuldigte er sich. „Aber die Stille macht müde, besonders so einem halben Krüppel.“

Eine Hummel kam auf die Veranda und summt um den Honig. Man hörte Hertas Stimme. Ilse erhob sich.

„Bringen Sie dem Herrn Leutnant die Zeitungen,“ rief Herta einem Mädchen zu.

„Nun?“

Sie trat zu ihm und strich über sein Haar. Er griff nach ihrer Hand, hielt sie und bemerkte, daß der Ring fehlte.

„Hände besehen, gibt Streit,“ pflegte die Mutter zu sagen,“ meinte sie scherzend.

„Wo ist der Ring?“ fragte er.

„Auf meinem Zimmer.“

Er schwieg und hielt die Hand.

„Laß sie los,“ bat sie. „Die Hand fühlt es, daß sie nicht gemeint ist.“

Sie sah ihn offen an. Da gab er zögernd die Hand frei.

„Weißt du es?“ fragte er und wunderte sich, daß er so ruhig sprechen konnte.

„Wenn ich's nicht schon lange wüßte, könnte ich es jetzt nicht sagen, Heino, ich weiß, daß du Ilse liebst. Ich bin für dich ein Irrtum, den eine sentimentale Gelegenheit auf dem Gewissen hat. Der dunkle Frühlingsabend damals — der alte Schloßpark — bitte — sag' nichts dagegen. Aber wir müssen uns jetzt darüber klar werden, daß es nicht geht, ganz gleich, ob es für einen von uns schmerzhaft ist —“

„Hertha —“

„Ich hab' es mir lange überlegt, was ich dir sagen will, und ich gehöre nicht zu denen, die im entscheidenden Augenblick das Gewollte doch anders ausführen. Ihr habt nicht darum da draußen in Not und Tod gestanden, daß Ihr hernach euer Leben auf einer Unehrlichkeit aufbauen könntet. Und meinst du nicht, daß auch wir Frauen von der großen Zeit berührt sind? Es ist mein fester Entschluß so, und nichts ist daran zu ändern!“ —

Er wollte etwas sagen, brachte es aber vor Bewegung nicht heraus.

„Laß nur!“ wehrte sie herzlich, als sie sah, wie es ihn quälte. „Ich werde auf längere Zeit zu Onkel Baltun reisen. Mit Ilse finde du dich ab — es wird nicht schwer halten!“ —

Wie ein dummer Junge sitzt du vor ihr! dachte er. Ihre Klarheit und Tapferkeit beschämten ihn. Etwas wie Haß wollte in ihm aufkommen. Dann beugte er sich rasch über ihre Hand und küßte sie.

„So, nun brauchen wir uns nicht mehr voreinander zu verstecken — und verzeih, daß ich diejenige war — die es aussprach — ich —“

Sie schritt rasch ins Haus.

Er stand oben auf der Freitreppe. Draußen bewegte sich der Garten wie in einem blühenden Taumel. Er ging hinein, um allein zu bleiben. Wenn nur Ilse ihm jetzt nicht in den Weg kam!

Hinter der Gartenmauer sang eine fremde Stimme:

Der Maie, der Maie,
Der bringt uns Blümlein viel,
Ich trag' ein frei Gemüte,
Gott weiß wohl, wem ich's will.

Da ward ihm zumute, wie einem Kinde, dem unverhofft ein köstliches Geschenk wird, so köstlich, daß es gleicher Weise froh und traurig macht. —



Drei Briefe an eine Mutter.

Von Hans Thörner, Kriegsfreiwilliger.

Estrake nach Ipern, Sonnabend, den 28. 10. 14.

Du liebe Mutter! In Eile ein Gruß.
Der Tag war schwer; die Ruhe ist kurz;
wir mußten marschieren, marschieren. —
Eine endlose Estrake im leeren Sand,
wo Kreuz bei Kreuz am Wege stand;
und jedes kündet: Hier ruht ein Held!
In frühlichem Wagen, in allüchlichem Hoffen
hat ihn die graue Kugel getroffen. —
Und der Wind fuhr seufzend über das Land
und jagte die Wolken zum Meeresstrand.
Es tönte in den brausenden Lüften
wie Heimwehklage aus Totengrüften,
wie ein Flehen um Nähe an uns, die wir leben.
Wir fühlten das Nähn mit heißem Erbeben.
— Deut' Nacht, wenn die Estrake der Mond bescheint,
geht's weiter nach Ipern, vielleicht an den Feind.

* * *

Roulers, Mittwoch, den 11. 11. 14.

Noch leb ich, gesund und vergnügt wie immer.
Ist mein Quartier auch ein Hausen Trümmer.
— Und mein Geburtstag! — Wie lustig wir waren!
Ich fühl mich so männlich mit 18 Jahren.
Vom neuen Lebensjahr wünsch ich nicht mehr
als eine frühliche Wiederkehr.
Wenn wir im Osten erst Hand frei kriegen,
woll'n wir die Nothosen auch bald besiegen.
In ein paar Tagen geht's fort von hier.
Nach Ipern glaub ich, marschieren wir.
Vor der Estrake, der Estrake graut es mir!

* * *

Estrake nach Ipern, Sonntag, den 15. 11. 14.

Ihr Sohn, mein lieber Kriegskamerad,
sind vor wenigen Stunden ein frühes Grab.
Wir hatten in Roulers, wie Sie wissen, quartiert,
und sind darauf nach Ipern marschiert.
Und im Marschieren ein pfeifender Ton,
ein leiser Schrei — dann fiel Ihr Sohn.
Er starb so gleich, ohne Schmerzen und Klagen.
Ich hab ihn mit ins Grab getragen.
Wo so viele der besten Deutschen ruhn,
schläft er, ein Held, für immer nun.
Und der Sturm braust über die Hügel her
und jagt die Wolken ins graue Meer.
Aus seufzenden Lüften tönt ein Klagen
als wollten die Toten den Lebenden sagen:
„O rächet, rächet unser Blut!
Und kämpfet gut, und kämpfet gut!
Und kehret ihr heim, so grüßet die Lieben
von uns, den Streitern die geblieben!“



Kriegschroniken und Familiengeschichten.

Von Professor Eduard Heud.

Von einer badischen Kirchengemeinde ist kürzlich die Anlage von örtlichen Chroniken empfohlen worden. Daran anknüpfend redet Prof. Ed. Heud im „Zürmer“ der Pflege der Familiengeschichte das Wort, indem er auf die isländischen Sagas als Musterbeispiele solcher Uebersieferungen verweist:

Denkt man, weil wir keine skandinavischen Isländer und keine Thingaleute sind, wir hätten die Sagas nicht? Nehmen wir nur beispielsweise die Familien, die einst über die Elbe, wie jene nach Island, ausgewandert und die nun in Mecklenburg, Pommern, den Marken und Preußen auf ihren erbmäßigen Gütern sitzen. Ist es viel anderes, was sie sich erzählen, wie die Familien sich ausbreiteten, wie sie freiten, wie sie sich auszeichneten, und was

sie für Streitigkeiten und große Prozesse bestehen mußten? Die Ausdrücke lauten anders, Ritterchaft, Erbgang und Lehnkauf, Staatsamt und Landtagssitz, Oberstengargen und Rittmeisterdienste. Aber noch immer sind es die alten Inhalte, Romantik der Herzen und des Heiratsglücks, Verehrung der besten Männer und der schönsten und tüchtigsten Frauen, Familienfeste und große Verwandtenzusammenkünfte mit zweckvollen Reden und fröhlichen Geselligkeiten, Erinnerung anekdotischer Erlebnisse und scharfer und guter Bismarck; noch immer weht durch die alten und neuern Geschichten der Geist der gehaltvollen Satzung, des Weistums und selbst der Schicksalsklänge, wenn nun auch statt der Wabrung bedeutungsvoll gewesene Bibelsprüche oder ein paar sehr merkwürdige Gespenstergeschichten stehen. Fragt Bismarck, ob die Saga in ihm lebendig war! Von Burgstall, wie es der Kurfürst dem Junker abgedrungen, von dem Major v. Pilsow, den zu Schönhausen, als er verwundet war, germanische furchtlose Gastlichkeit gegen die Franzosen, die im Lande gewaltigen, schützte, von den verschiedenen Bismarcks, die unter dem Großen Fritz gekochten, und von denen, die in den Befreiungskriegen gezogen.

Es ist kümmerlich, wie dieser Geschlechterstamm, den sich die heraldischen Adelsfamilien noch mehr oder minder erhalten, im Bürgertum, das ihn bis in die Stammbücherzeit entsprechend auch gepflegt hat, vergessen ist, als müßte er um Lebensideen abgestreift und aufgegeben werden, mit denen der Adel sich doch auch befaßt, aber eben schon älter umzugeben weiß: persönliche Bildung, Studium, Bereicherung, Karriere, Titel und Geheimratswürden. Nicht aus dem deutschen Adel, sondern aus dem kaufmännisch-gewerblichen England kam der Begriff der „armen Verwandten“ herüber. Weithin fühlen sich die Individuen des Bürgertums, berechtigt oder unberechtigt, als Parvenüs, zeigen es in ihren weiteren Ehrgeizen und in ihren Behutsamkeiten. Damit muß sich das Freundschaftslied in den Familienzusammenhängen auflösen, und das Charaktervolle darin. Wie selten liegt noch in den Familien eine Bibel oder ein anderes Hausbuch, welches die Daten und Namen der Angehörigen eingetragen aufweist. Wie viele sind, die über ihren eigenen Großvater nur eine schattenhafte Auskunft wissen! Wohl feiert man einzelne herausragende oder schwer reich gewordene Persönlichkeiten, die den Familiennamen zieren, aber es ist so leicht ein nicht angenehmes Element der Dignität, der verdienstlosen Selbstgefälligkeit darin, die keine Selbstachtung ist. Und die armen Verwandten, die zwar am meisten von dem bekannten Namen reden, verfallen in den Domestikentum, der sich denn in der Regel auch durch einiges Getuschel schadlos hält. Wird ein Bülow Reichskanzler, so sind auch die andern noch immer v. Bülow. Beim Bürgertum, da es allmählich zur Bourgeoisie geworden, entsteht ein Gegensatz. Das ist das Inferioritäre, Geburtlose.

In Island lebte die Zeit des Aufschreibens der Familien-erinnerungen — der Hunderte von solchen Sagas — ein, als man wohl spürte, daß infolge neuer Glaubens- und Bildungsformen und nicht zum wenigsten durch die Schrift und Schreiberei als solche die Ueberlieferung ins Wanken kam. In verwickeltem Grade ist dies zu unseren Zeiten die Gefahr jener alten germanischen Eigenschaften und auf sie gegründeten Gefühle, die den Vorfahren geprägte und markige Persönlichkeit, wurzelechte Selbstachtung nicht ohne eine schöne Art von Selbstfreude und immer mit allem so sichere Heimatliebe gaben. Daher sollte zu solcher erneuernden Familienpflege die vollkommene Bewegung dieser Kriegesgegenwart die rechte Zeit, die rechte Mahnerin sein. Und eben sie gibt auch die nächsten Anlässe, die Stoffe des Gedankens, indem sie jedes eine Haus emporhebt in das Mitgestalten am erlebnisreich Geschichtlichen: mit dem höchsten, das der Mensch dabei begeisternd fühlt, und mit dem schwersten, das ihm auferlegt wird, wovon das letzte Gut der stolzen und trauernden, liebenden Erinnerung verbleibt.



Die Notprüfung.

Erzählung von Fritz Müller.

„Herr Aktuar Schneidawind, haben Sie?: Fritz Braun hat die Notprüfung bestanden.“

„Not-prü-fung be-stand, jawohl, Herr Rektor.“

„Gut. Wir können also jetzt zu Paul Worringer, meine Herren. Ich fürchte, ich fürchte, meine Herren, da wird's Schwierigkeiten geben?“

Durch den Lehrkörper an dem langen, grünen Tische ging ein Nicken, da bedächtig, dort kaum merklich, und da, wo der Professor für Französisch und der für Mathematik saß, ziemlich heftig.

„Herr Aktuar Schneidawind, bringen Sie die Noten in den Einzelsäckern zur Kenntnis der Konferenz.“

Der Aktuar fing ein eintöniges und geschwindes Gelese an.

„Herr Aktuar Schneidawind, ich muß Sie bitten, in diesem Falle langsam zu lesen und nach jeder Note eine Pause für etwaige Bemerkungen des Lehrerrates eintreten zu lassen — Sie wissen, meine Herren, der Fall ist kritisch!“

Wieder nickte der Lehrkörper. Der Aktuar räusperte sich und warf den Stimmhebel auf „Tragisch“.

Seine Worte formten sich zähe und schienen wie flüssiges Blei durch ein Sieb zu tropfen, um sich unterwegs zu kugeln zu runden. Starr geworden, schlugen sie unten unbarmherzig auf.

„Deutsch — und — Ei-te-ra-tur — Drei.“ Pause. Blicke auf den Deutschprofessor. Der fühlte sich unbehaglich als Mittelpunkt, trommelte ein wenig mit den Fingern auf den grünen Tisch und sagte:

„Allerdings, allerdings. Ich hätte ja zur Not noch eine Drei auf Zwei geben können —“

„Viertelsnoten sind unstatthaft, Herr Kollege,“ warf der Rektor ein.

„Ich weiß, ich weiß, aber zu einer halben Note besser hat es nicht gelangt, absolut nicht gelangt.“

„Deutsch zählt viermal, Herr Kollege, viermal.“

„Ich weiß, ich weiß, Herr Rektor.“

„Und es ist immerhin eine Notprüfung, eine — eine vaterländische Prüfung sozusagen.“

„Gewiß, gewiß, Herr Rektor — aber eben darum — nicht mal zu wissen, wann Lessing starb, das ist sicher gar nicht — gar nicht vaterländisch.“ Pause.

„Hat er denn das Geburtsdatum gewußt, der Paul Worringer?“

„Das schon, das schon, Herr Rektor, aber —“

„Und Lessings Werke?“

„Die auch, Herr Rektor, aber —“

„Und doch hat es nicht zu einer Zwei auf Drei gereicht? Bedenken Sie, Herr Kollege, zählt viermal — und ich vermute, wir werden in den andern Fächern — in den andern Fächern —“ Der Lehrkörper nickte so heftig, daß er den Satz abschchnitt.

„Nun, also, denn in Gottes Namen Zwei auf Drei, Herr Rektor. Das ist aber auch das Aeußerste. Wenn ich denke — nicht mal Lessings —“

„Ich vermute,“ warf der Französischprofessor ein, „daß Paul Worringer auf den Schlachtfeldern nicht nach Lessing gefragt —“

„Da könnten Sie sich irren,“ kam der Rektor rasch dem rotwerdenden Deutschprofessor zu Hilfe, „soviel ich weiß, hat Lessing Verschiedenes für uns Deutsche gesagt, was wir auf dem Schlachtfeld gut brauchen können, nicht wahr, Herr Kollege?“

Der Deutschprofessor nickte dankbar.

„Also, Herr Aktuar Schneidawind, fahren Sie fort, bitte.“

„Re-li-gi-on — Zwei.“ Pause. Niemand rührte sich. „Re-li-gi-on — Zwei,“ wiederholte der Aktuar nochmals feierlich, als sei er nicht verstanden worden. Wieder Pause. Wieder rührt sich niemand.

„Fran-zö-sisch — Zwei — auf — Drei.“

„Ja,“ sagte der Zuständige, „er wird sich zur Not verständigen können, draußen, wenn es auch in den — in den unregelmäßigen Verben arg gehapert hat.“

Der Rektor begann sich. Dann sagte er, ohne zu lächeln:

„Nun, das Hauptzeitwort „manger“, essen, ist ja regelmäßig, Herr Kollege.“

„Stimmt, Herr Rektor, aber „boire“, trinken, ist unregelmäßig,“ sagte der Professor schlagfertig.

„Ja, ja, ich weiß — weniger in der Gegenwart als in der Vergangenheit — da haben sie oft tagelang in den Gräben vorne liegen müssen, ohne regelmäßig was zu trinken zu kriegen.“

Um den grünen Tisch herum lächelte es. Nur der Aktuar Schneidawind blieb ernst.

„Eng—liſch — Zwei,“ deklamierte er.
„Nun, dann kann er's ja den Engländern um eine halbe Note beſſer geben als den Franzoſen — fahren Sie weiter, Herr Aktuar.“

„Che—mie — Vier.“ Lange Pauſe.

„Wirklich Vier?“ ſagte der Rektor.

„Ja—wohl,“ ſagte der Aktuar im gleichen Tonfall, wie er die Noten vorgeleſen hatte, „Herr Pro—feſ—ſor — Kren—kel — hat — es — ſelbſt — ſo — ein—ge—ſchrie—ben.“

Alle ſahen auf einen leeren Platz. Profeſſor Krenkel hatte ſich wegen Unwohlſeins für die Konferenz entſchuldigen laſſen.

„Hm, dann iſt nichts zu machen — fahren Sie weiter, Herr Aktuar.“

„Phy—ſik — Zwei.“

„Das verdient er,“ ſagte der zuſtändige Profeſſor und klopfte auf den Tiſch, als ob ihm einer widerſprochen hätte. Noch eine Reihe Noten wurden ohne Gegenäußerung vorgeleſen. Nur bei

„Ge—ſchich—te — Eins,“ hoben ſich die Köpfe.

„Ja,“ ſagte der Geſchichtsprofeſſor ruhig, „Paul Worringer iſt in Geſchichte weitaus der erſte in der Klaſſe.“ Und zögernder ſetzte er hinzu: „Er weiß viel mehr als im Lehrplan ſieht.“

Eine frohe Welle ging über den grünen Tiſch.

„Zählt leider nur zweimal,“ ſagte der Rektor, „ſo — jezt kommt noch Mathematik.“

„Ma—the—ma—tif — Vier,“ ſagte der Aktuar fühllos und feierlich.

Das Unbehagen ſaß mit verſchränkten Armen auf dem grünen Tiſch und zuckte mit den Schultern. Niemand ſprach. Der Aktuar rechnete halblaut:

„Wertdurchſchnitt aller Noten eine Zentelsnote beſſer als die Aufſteigengrenze,“ verkündete er geſchäftsmäßig.

„Nützt uns leider nichts mehr,“ ſagte der Rektor, „zwei blaſſe Vierer in einem Faſche ſind das Todesurteil, Herr Kollege.“ Dabei hatte er den Mathematiker angeſehen, lange angeſehen. Der hielt den Blick aus.

„Ich weiß ſchon,“ ſagte er ſtoßend, „Sie werden mich als eine Art Henker anſehen.“ Er wartete. Keiner ſprach. Nur das Mitleid ging um den Rand des Tiſches und hob vor jedem Brillenpaar die mageren Hände. Und alle wiefen ſie das Mitleid mit einem Neigen des Kopfes an den Mathematiker. Auf den ſchritt es jezt mit kleinen Füßen über den grünen Tiſchbezug. Aber der Mathematiker wandte ſich ſcharf herum. In der Kamine ſprach er, als hielte er ein Selbſtgeſpräch:

„Ja, ja, der Worringer — es iſt Jammer — er hat keine Idee von der Mathematik — nie gehabt — all die Jahre her — er haßt ſie — er haßt ſie ehrlich — er hätte ja abſchreiben können in den Hausaufgaben — er hat es nicht getan — immer war alles falſch — falſch oder leer — und in der Prüfung hat er ein leeres Blatt abgeliefert — ein leeres Blatt — ich weiß ja ſchon, ein leeres Blatt iſt der Worringer ſelbſt noch — ich hab ihn gern, trotz alledem — aber wir müſſen das leere Blatt beſchreiben, es iſt unſere Pflicht.“

„Und Sie müſſen also eine Vier drauſſchreiben?“ ſagte der Rektor langſam. Jezt wandte ſich der Angeſprochene wieder vom Kamine zur Verſammlung. Das Mitleid mit den aufgehobenen Händen vor ſeinem Platze konnte er nicht mehr überſehen.

„Herr Rektor,“ ſagte er, „wir Mathematiker gelten als verſchrobene Kerle — laſſen Sie nur, meine Herren — ich möchte nicht wiſſen, wievielen meiner ſehr verehrten Herren Kollegen die Zerlegung von a hoch drei minus b hoch drei weiter nichts als eine blöde Marter war und die Tangente an zwei Kreiſen eine komiſche Figur, die ſie Gott ſei Dank inzwiſchen vergeſſen dürſten —, und ich weiß auch, daß einer ein tüchtiger Menſch ſein kann ohne a hoch drei und ohne Kreiſtangente —, natürlich könnte ich jezt denken: Der Worringer geht vor den Feind — der Worringer kämpft morgen fürs Vaterland, für dich, für mich — geben wir ihm in Gottesnamen eine Drei auf Vier, damit er durchkommt —“

Aktuar Schneidawind ſetzte die Feder an, um die Mathematiknote umzuändern.

„— aber — aber ich will ihn nicht mit einer aufgebundenen Kuge ins Gefecht ſchicken, — wie ich den Worringer kenne, trägt er leichter an der Vier als an der Kuge — der braucht kein Mitleid — der haut und ſicht und ſchießt genau ſo auf die Feinde, als ob er durchſiel oder nicht — zum Donner auch, drüben mögen ſie die engliſchen und franzöſiſchen Jungen mit geſchminkten Mitleidszeugniſſen als Einſen in das Feld marschieren laſſen — ein deutſcher Junge braucht das nicht — dem ſtehen ſeine Vieren feſter als denen drüben ihre Einſen —“ Es klopfte. Der Scholdiener brachte die Amtspoſt für den Rektor.

„Ich bitte um Entſchuldigung,“ ſagte der Mathematiker, während der Rektor einen länglichen Briefumschlag mit verlorenen Blicken öffnete, „ich bitte um Entſchuldigung wegen meiner langen Rede — aber ich konnte mir nicht anders helfen — ich will — ich will's dem Worringer ſelbſt ſagen, Herr Rektor, wenn Sie ihn hereinrufen und —“

„Ha, das kam zur rechten Zeit,“ murmelte der Rektor und ſchaute von ſeinem Schriftſtück auf, „also rufen Sie die beiden Prüflinge herein, Herr Aktuar.“

„Fritz Braun! Paul Worringer!“ rief der Aktuar in den Gang hinaus.

„Die beiden? Nicht lieber jeden einzeln, Herr Rektor?“

Aber da traten ſie ſchon durch die Türe. Fritz Braun aufgeregt, mit glänzenden, erwartungsvollen Augen. Paul Worringer ſchon in Uniform — er kam von der Übung draußen — ruhig, ſtill.

„Fritz Braun,“ ſagte der Rektor ſchnell, „ich gratuliere Ihnen — Sie haben die Prüfung beſtanden — halten Sie ſich tapfer vor dem Feinde, behüt Sie Gott.“ Händſchütteln. Durch die Türe ſchritt ein glücklicher Menſch ins Freie.

„Und Sie, Paul Worringer, hätten die Prüfung leider nicht beſtanden —“ — die Uniform bewegte ſich nicht um Haarsbreite — „— nicht beſtanden, wenn nicht eben vom Unterrichtsminiſterium die Mitteilung eingetroffen wäre —“ — er ſtrich über das Blatt mit den großen Siegeln — „— die Mitteilung eingetroffen wäre, daß es geſtattet iſt, eine zweite Vier gegen eine Eins in einem anderen Faſche zu kompensieren — es iſt uns also möglich geweſen, Ihre Mathematik gegen Ihre Geſchichte zu kompensieren, Paul Worringer — Sie haben beſtanden.“

„Die Mathematik gegen die Geſchichte?“ wiederholte die Uniform raſch — und es war, als würde ein Gewehr geſchultert — „ja, ja, Herr Rektor und Herr Profeſſor, die Mathematik gegen die Geſchichte möchte ich drauſſen gleichfalls kompensieren . . .“



Das Seebad in Feldgrau.

Von Adalbert Forstreuter.

Wir ſind an der Oſtſee in M. Der Himmel hat die Sympathiefarbe unſerer Helden aufgeſtedt, was kimmert ihn in dieſem Jahre das Volk der Ziviliſten. Ein Gang auf der Strandpromenade führt mich in den Stimmungsgehalt des Kriegsſeebades ein. Kurhaus und erſtes Hotel dieſes, ein Rundbau mit köſtlichen Ausblick gewährenden Umgängen, ſind von Genesenden beſetzt. Plaudernd, rauchend, an der Schachpartie herumräſelnd verbringen ſie mit vielem Lachen, Gähnen und Scherzen die Zeit. Wie elatiſch iſt doch der Organismus des Menſchen. An dieſen braunen Geſichtern und leuchtenden Augen iſt die Orgie des Kampfes wahrlich wie ein Hauch vorübergehuſcht. Nur, wie geſagt, der Blick iſt weiter geworden, der da auf den leicht gekräuſelten Uferwellen ruht. Die im Kurhauſe, und das iſt die weitaus größere Zahl, tragen nicht mehr die blauweiße „Krankenuniform“. Feldgrau iſt wieder ihre Farbe geworden.

Seltamer Anblick — auf dem großen Plage zwischen Düne und Promenade geht es in Gruppen auf und ab. Bewegungskommandos ertönen. Es ist, als hätte unser liebliches Bad die strenge Miene eines Feldwebels angenommen. Nun, aber das Meer zwinkert dazu so schelmisch, daß der Herr Unteroffizier kaum zu bemerken scheint, wie bequem es sich die „Herren Rekruten“ machen. Weiße und schwarze Gestalten, die einen so düftig wie die andern, umsäumen neugierig den Platz, wie soll da Deutschlands feldgraue Jugend den militärischen Drill wiederfinden. Man will es eben so, denn der preußische Offizier ist ein echter Schulmeister, der ganz genau weiß, daß für Genesende die rechte Kinderpädagogik: allmählicher Uebergang ins Straffe, am heilsamsten ist.

Am Nachmittag geht es an meinem schnell gefundenen Quartier vorüber zur kurzen Felddienstübung. Etwas rostig klingen noch die Stimmen der Marschierenden, aber darunter blüht schon neue Kampfeslust hervor. Das Meer gibt dem Marschrhythmus einen breiten Untergrund. Ich schaue dem Zuge nach, schließe dann die Augen, und mir ist es, als ob ich unsere Millionen dahinbrausen hörte. O Meer, was für eine herrliche Illusion läßt du einen erleben. Nach einer Weile sehe ich den Zug an der hier ziemlich hohen Düne entlang gleiten, sehe ihn schwärmen, klettern, dann verschwindet er. Grau in Grau. Das deutsche Tuch muß Chamäleon-eigenschaften haben. Vielleicht waren es auch Himmel und Meer, die sich so sehr anpaßten. — Bei der Heimkehr fällt es mir auf, daß auch des Hauptmanns Pferd grau ist; ein dicker Apfelschimmel, dem die Seeluft ebenso zu bekommen scheint, wie seinem Reiter, den beide Kreuze schmücken. „Im Bade muß alles stillvoll sein.“ läßt sich eine lustige Spöterin in Bezug auf den grauen Wallau vernehmen.

Ein Gang zum Gemeindevorsteher belehrt mich, daß auch im Verwaltungsbetriebe „feldgrau“ Trumpf ist. Ein Unteroffizier prüft unsere Ausweise, spricht echt militärisch von „Stets bei sich tragen“, verbotenem Gelände, Photographieren und Verhassten, daß meiner Frau ganz angst wird. Na, ein recht unmilitärisches sanftes Lächeln des Sprechers führt sie in die schöne Wirklichkeit eines auch im Kriege tausend Reize nicht daheimhaltenden Seebades zurück. — „Man ist ja auch nicht so;“ ruhig läßt der Posten uns die noch zur Hälfte vorhandene Landungsbrücke betreten und die fein mit Bohlen ausgezimmerten Gräben in der Düne besichtigen. Da trägt der Wind weiche Klänge der Kurkapelle daher. Der Musik kann das kriegsmäßige Seebad nicht entraten. Musik ist Heilmittel. Das strömt dann auch herbei in sämtlichen „Chargen“, übernimmt die Rolle der fast gänzlich fehlenden Zivilisten, flirrt lacht, summt und freut sich eines so köstlichen Aufenthaltes, und die zarten Dämchen verhalten sich durchaus kriegsmäßig, wenn sie mit schelmisch drohendem Blick die Verwegenheit eines Männerherzens strafen, das des Uebermaßes von Impulsen durchaus noch nicht entbehren dürfte. Aber auch dieser „göttliche Leichtsin“ gehört zum Gesunden. Hin und wieder humpeln Lahme daher. Mitleid — wunderbarerweise — sieht man nicht. Ein aufmunternder Blick ist die Reaktion auf den Anblick. So ein braunes Antlitz könnte auch kein Mitleid vertragen. Das ist hier eine so gewaltige Lebensstimmung, daß man selbst die Erstattung eines verlorenen Gliedes dem Meere zutrauen könnte.

Nach den musikalischen Genüssen geht es ins Bad. „In zwei Gliedern antreten.“ In alles bringt hier die Stimmung eine scherzhafte Note: Beim Abzählen weiß man die verschiedensten Stärkegrade und Lautbildungen zu finden. Und der gestrenge Feldwebel lacht dazu. Wie so ein Seebad die Glieder stärkt. Wohl mancher hat sicher Sehnsucht nach neuem Tun, wenn die Kräfte so stark heranschwellen. Man hört auch die Rufe wie Lotterleben, Faulenzerei. Und wie gönnen wir dieses euch, ihr Erlebnisreichen. Nach dem Bade schaut man mit schmunzelndem Behagen in den wohlgepflegten Kurpark herab und genießt jetzt die Darbietungen der „feldgrauen“ Kapelle, die sich aus den leichtverwundeten Musikbessenen unter den Kriegern gebildet hat. Das ist eine Stunde schönster Harmonie. Man scheint hier „feine“ Feldgrauen recht mütterlich zu lieben, bringt dem

Spiele Beifall dar und spendet den Herumstehenden „zarte“ Liebesgaben. Seestimmung macht gebefreudig.

Die graue Dunkelheit legt sich nach sonnigem Abend auf das Meer. Aber kein Lichtmeer hüllt den Strandweg ein. Es ist eben Kriegszeit. Mir will es scheinen, als ob diese Dämmerung uns dem abendlichen Meeresträumen viel näher bringt. Man sitzt noch eine Weile, sieht Schiffe geheimnisvoll ihre Lichtzeichen hergeben und wird durch den „Zapfenstreich“ — auch eine militärische Ueberraschung — an die Vergänglichkeit der Stunden gemahnt. — In frohes Nachdenken versunken, betrete ich mein sauber hergerichtes Zimmer und drehe die elektrische Birne an, wie ich es im Frieden gewohnt gewesen. Da erscheint meine Wirtin mit den Worten: „Herrgott, drehen Sie bloß aus, das ist verboten.“ Ach, du grausamer Krieg, bis in das Schlafgemach drängst du dich, und mit vaterländischem Eifer komme ich dem „Allerhöchsten Befehl“ nach. Ein bißchen muß ich lächeln, wenn ich denke, mit wieviel Vertrauen ich es unseren grauen Schiffen überlasse, den heimatlichen Strand zu schützen. Tausend Lichtsignale könnten wir aussenden, und kein russisches Schiff würde erscheinen. Die Welt ist „feldgrau“ geworden, auch mein noch launisch hin- und herflackernder Geist wird es und läßt mich ins Land der Träume versinken. Seebad im nächtlichen Grau des Krieges.



Vernünftiger Unterricht.

Eine Betrachtung von Hans Arnold.

Mein alter Freund, der Professor, und ich kamen soeben von einem Besuch bei einer gemeinsamen Bekannten zurück, die ihren Mann im Felde verloren hatte, und der wir beide bei der Gestaltung des nun vor ihr liegenden Lebens unseren Rat geben sollten.

Die äußeren Verhältnisse lagen so, daß die Witwe sorgenfrei leben konnte. Ihre Kinder waren der frühesten Kindheit entwachsen, und sie war zwar zur unumschränkten Vormünderin derselben ernannt, mit dem ausdrücklichen Wunsch, daß sie keinen Mitvormund wählen oder sich von jemand in ihre Angelegenheiten „dreinreden“ lassen sollte. Trotzdem hatte die Dame, wie erwähnt, uns beide zu einer Besprechung gebeten, die den Zweck verfolgte, wenigstens in groben Umrissen ihr künftiges Dasein festzustellen. Das hatte insofern Schwierigkeiten ergeben, und in uns ein besonders großes Mitleid erregt, als es sich herausstellte, daß die bedauernswerte Frau allen praktischen Fragen des Lebens fremd war und weder von der Verwaltung ihres Vermögens, noch von sonstigen Vorbedingungen zu selbständigem Handel irgend einen Begriff hatte.

„Mein Mann hat nie mit mir von solchen Sachen gesprochen — er meinte immer, davon verstehe eine Frau ja doch nichts!“ sagte sie wieder und wieder, und als schließlich der Professor ihr nahelegte, daß sie demnächst eine Steuererklärung zu machen habe und ihre Einkünfte demgemäß feststellen müsse, da schien diese Zumutung der letzte Strohballen zu sein, unter dem ihre Kraft zusammenbrach.

Wir setzten, jeder in seine Gedanken vertieft, unseren Weg fort, bis ich endlich das Schweigen unterbrach: „Was soll denn aus der armen Frau werden?“ fragte ich bedrückt, „wenn sie so gar nichts von den Realitäten des Lebens weiß?“

Mein Beileiter zuckte die Achseln.

„Ja, was soll aus ihr werden,“ sagte er. „Eines der vielen Opfer unserer verkehrten und sinnlosen Frauen- und Mädchenerziehung! Entweder wird sie sich die Wellen der Anforderungen, die sie jetzt bedrängen, wehrlos über dem Kopf zusammenschlagen lassen, oder sie wird — was das Beste wäre — an einen Verständigen Menschen geraten, der ihr irgendetwas hilft — es sei denn, daß sie in falscher Pietät den Wunsch ihres Mannes als bindend ansieht!“

„Sie sprachen von sinnloser Mädchenerziehung,“ warf ich ein, „aber Sie können doch nicht erwarten oder verlangen, daß Erklärungen über Staats- und Industriepapiere, über Steuern und Abgaben in den Lehrplan unserer höheren Töchter Schulen aufgenommen werden!“

„Und warum sollte ich das denn nicht erwarten oder verlangen?“ gab er scharf zurück. „Es ist eine Schande, daß solcher Unterricht nicht längst erteilt wird! Eine Schande, daß das

die uns so plagen. Auch den Fröschen und Kröten tun wir nichts, damit sie Schnaken fressen. Fröschelein habe ich schon im weibliche Geschlecht bei aller Emancipation, die oft auf dem ungeeignetsten Fleck einlebt, immer noch in den wichtigsten Fragen des praktischen Lebens und der Welt — nicht nur auf finanziellem Gebiet — betrachtet und behandelt wird wie geistig minderwertige Wesen, denen man klare Begriffe nicht zu muten kann. Wenn Eltern ein kleines Kind, das nicht gehen kann, auf den Boden stellen und verlangen, daß es nun allein losmarschieren soll, würden wir sie für toll oder für grausam oder für beides halten! Daß aber weibliche Wesen ins Leben, in die Ehe, in die Wirklichkeit geschickt werden ohne eine Ahnung, wie sie sich fortbilden sollen, wie sie über vorhandene Mittel verständig und sorgfältig verfügen können, findet man selbstverständlich! Man nimmt sich nicht die Mühe, ihnen irgend einen Begriff von dem Staatsgetriebe zu geben, in dem sie leben, für dessen Zusammenfassung und organische Entstehung sie natürlich kein Verständnis haben! Das findet man richtig, weil niemand sich darüber klar wird, wie falsch es ist! Was lesen wir an die Stelle notwendiger Kenntnisse auf diesen Gebieten? Das Mädchen aus besten und besseren Kreisen, das die Schule verläßt, lernt singen ohne Stimme, malen ohne Farbensinn, stiden und häkeln — und hört Vorträge über die Literatur des vierzehnten Jahrhunderts, über Kunstgeschichte oder Chemie der Kochkunst! Es läuft von einem Vortrag in den anderen und verzettelt seine kostbare Zeit in der Scheinbefriedigung des Gefühls: „Ich bin ja von früh bis spät beschäftigt!“

Und nun lesen Sie einmal den Fall, die Eltern sterben rasch hintereinander fort. — Die Frau bleibt, wie wir heute gesehen haben, allein und verlassen zurück. Sie soll das ihr hinterlassene Vermögen verwalten, soll darüber bestimmen, wie es am zweckmäßigsten angelegt und eingeteilt wird — und weiß nicht, was die elementarsten Begriffe solcher Aufgaben bedeuten!

„Sie haben recht,“ sagte ich überzeugt, „aber wer kommt auf diese Gedanken?“

„Mir ist einmal eine Frau begegnet,“ erwiderte der Professor, „nur eine allerdings, die sich diese gähnenden Lücken im Wissen und Können unserer Frauen und Töchter klargemacht hatte! Ich habe durch diese Frau, und auf ihren Wunsch, einem kleinen Kreis junger Damen Unterricht gegeben, nicht in Literatur oder Kunstanschauung, sondern in der Wissenschaft des wirklichen Lebens!“

„Und wie kam das?“ fragte ich voll Interesse.

„Das kann ich Ihnen ganz kurz erzählen,“ sagte mein alter Freund. „Ich war junger Privatdozent der Nationalökonomie und machte die Bekanntschaft einer vornehmen Dame aus den Ostseeprovinzen — sie war in jedem und im besten Sinne des Wortes vornehm! Also auch weit- und freiblickend. Die Frau hatte eine erwachsene Tochter und bat mich, im Anschluß an ein längeres Gespräch, diese Tochter und zwei ihrer Freundinnen zu unterrichten. Ein Kursus, dessen Länge von meiner Bestimmung abhängen sollte, wurde eingerichtet, und die drei Mädchen lernten, was der gebildete Mensch wissen muß und oft nicht weiß! Ich sollte sie über die notwendigsten Begriffe der Finanzwirtschaft, über Hypotheken- und Staatspapiere belehren und über den Staat, in dem sie lebten, über die Begriffe von Landtag, Reichstag und Herrenhaus unterrichten. Ich sollte ihnen einen Blick in diejenigen Gesetze eröffnen, die im Leben, im Verkehr mit Untergebenen, beim Kauf und beim Verkauf mitsprechen, und ihnen die ungeheure Wichtigkeit solcher Kenntnisse klarmachen, damit sie nicht wie blinde Maulwürfe, sondern wie verständige Menschen durch dieses Leben gingen, die für jede Eventualität, zu der man gesunden Menschenverstand braucht, bis zu einem gewissen Grade gerüstet und urteilsfähig würden! — Wenn man mir nun einwirft, daß bei solchen Studien den Mädchen keine Zeit bleibt, sich mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen, so macht mich das nicht irre. Ich möchte darauf erwidern, daß es in erster Linie heutzutage darauf ankommt, für den Kampf mit dem Leben bis an die Bahne gerüstet zu sein! — Wenn unsere Töchter und Frauen plötzlich aus ihrem geschützten, gedankenlosen Dasein gerissen und auf sich selbst gestellt oder unzuverlässigen, töricht und unpraktischen Ratgebern ausgeliefert sind, dann wird ihnen die Kenntnis der Primitiven in der italienischen Malerei oder der Skulpturen im Vatikan verweigert wenig helfen! Soll ein Zweig der Ausbildung vorangehen, so muß es der für die wirkliche Förderung des Lebens sein, und die schönen Wissenschaften und Künste können als Schmuß und Freude noch zu ihrem Recht kommen, wenn das andere erledigt ist!“

Nicht ganz so wichtig im praktischen Sinn werden ja die Erklärungen der staatlichen Verhältnisse sein! Diese haben mehr einen ideellen Wert! Sie erweitern den Horizont, sie lehren, um sich, unter sich und über sich zu sehen und können

ein wesentlicher Faktor für das Familienleben werden! Der Mann will mit seiner Frau sprechen können, wenn er seine Abende daheim verbringt! Er will bei dem rastlos vorwärts drängenden politischen und sozialen Leben unserer Tage nicht bei den Erörterungen brennender Fragen auf Schritt und Tritt blöder Unwissenheit oder gemachter, künstlich naiver Ahnungslosigkeit begegnen! Die Abende in den meisten Familien sind namenlos öde und leer! Der Hausvater liest seine Zeitung oder seine Broschüre — Mutter und Töchter vertiefen sich in die „Journalmappen“ und lesen sechs Novellenanfänge durcheinander! — Kommt eine allgemeine Unterhaltung zustande, so dient sie nur zu oft alberner Klatschsucht oder leerer Strohdrescherei, wenn man nicht auf den Zeitvertreib verfällt, sich zu streiten! — Ist die Frau und sind die Töchter aber soweit politisch vorgebildet, daß sie über die Ereignisse der Stunde vernünftig mitsprechen, sich etwas darauf Bezügliches vorlesen lassen können, so liegt die Sache schon anders! Daran anknüpfend ergeben sich interessante, weitführende Gespräche, und wenn wirklich dabei einmal die Geister aufeinanderprallen und eine scharfe Debatte sich entwickelt, so ist es doch zehnmal besser, seine geistigen Waffen zu prüfen und blank zu erhalten, als sie von vornherein als Ballast zu behandeln und in einer vergeblichen Ede kosten zu lassen.

Sie werden es jetzt vielleicht nicht mehr so ganz verkehrt finden, wenn ich Finanzwirtschaft und Politik in bestimmten Grenzen in den Lehrplan unserer Töchter aufgenommen sehen möchte! —

Das gilt nicht nur für diejenigen, die das Mädchengymnasium besuchen und studieren wollen — nein, für alle diejenigen, die ihren geistigen Besitz bewahren, vermehren und erhalten wollen, zum Heile der Familie, die sie vielleicht zu gründen berufen sind, und zur Kampffähigkeit für schwere und schutlose Zeiten.“

Ja, ich gebe soweit, zu verlangen, daß die Frauen und Witwen unserer Krieger noch heute besondere Ausbildungskurse durchmachen. Denn in ihren Händen liegt mehr als früher die Erziehung der Jugend, der Jugend, die vielleicht die besten Väter haben und darum auch die tüchtigste ist und der tüchtigsten Führung bedarf!



Frau Beckeraths Ahnungen.

Erzählung von E. Fries.

Sie war ein bißchen abergläubisch, sie gab viel auf Träume und Ahnungen. Das war dem Heldenkum nicht günstig. Nein, sehr heldenmütig hatte sie sich beim Abschied nicht benommen, Frau Beckerath wußte es selbst. Aber er war ihr Legter, die beiden anderen waren schon fort, und sie allein wußte, wie waghalsig gerade der Fritz war.

„Geh, Mutter, mach doch so kein Gesicht,“ bat er schmeichelnd „du weißt, ich kann's nicht leiden.“

„Ich habe so schlecht geträumt,“ seufzte die Frau.

„Schlecht geträumt hat sie — na ja, das ist ja auch ein Grund, ihrem Jungen den letzten Tag zu verderben.“

„Du wirst sehen, du kommst nach Rußland.“

„Na, dann komm' ich nach Rußland!“

„Da wirst du dich schön umgucken.“

„Wieso? Das kann doch ganz interessant sein. Da sieht man einmal etwas anderes.“

„Tu nur nicht so! Es wäre dir ja doch nicht einerlei.“

„Ei, was wollt ihr denn machen? Ich gehe hin, wohin ich geschickt werde.“ Gutmütig nahm der Sohn die Hand der alten Dame und streichelte sie.

„Gib wenigstens acht, daß du nicht in russische Gefangenschaft geräth,“ begann die Mutter wieder. Sie konnte ihre Gedanken nicht von den trüben Vorstellungen lösen.

„Ich glaube, bei den Franzosen und den Engländern ist die Gefangenschaft auch nicht zu empfehlen,“ lachte er. „Im Gegenteil, bei den Russen ist es vielleicht noch besser. In Sibirien wird man gewiß nicht so scharf bewacht, denn — wo soll man hin? Man kennt nicht Weg noch Steg, Ortschaften gibt's nicht auf viele Meilen. Ich bin sicher, da darf man frei herumgehen. Das ist doch ganz interessant. So billig kommt man da nicht wieder hin —“

„Hör auf, hör auf! Wenn man dich hört, sollte man denken, es wäre dein Ideal, in russische Gefangenschaft zu kommen.“

Frau Beckerath war ganz erregt. Der junge Oberlehrer mußte lachen. „Schimpf nur, Mutter, das ist mir lieber, als wenn du so betrübt bist,“ sagte er. Sie war auch noch nicht fertig.

„Versprich mir, daß du dich in acht nehmen willst,“ beschwor sie ihn dringend. „Wenn du's nicht deinetwegen tust, tu's meinetwegen. Keine ruhige Stunde hätte ich, wenn ich wüßte, du wärst gefangen.“

„Aber Mütterchen —“

Fritz hörte kaum noch zu. Verstohlen schielte er nach der Uhr, die über dem Büfett angebracht war; die Zeit schritt vor. Und er hatte doch so zuversichtlich gehofft, die, die er liebte, würde noch kommen, um ihm Lebewohl zu sagen. Es sollte ihm ein gutes Zeichen sein — wenn sie nicht kam dann — doch da war sie.

Fritz Beckerath sprang auf wie elektrifiziert und ging zwei jungen Damen entgegen, die soeben den Wartesaal betraten.

„Wir mußten Ihrem Herrn Sohn doch noch ein paar Blumen bringen zum Abschied,“ sagte Frau Dr. Braune nach geräuschvoller Begrüßung mit dem Oberlehrer. Die alte Dame mühte sich, freundlich zu lächeln, aber ein scharfer Beobachter hätte die innere Abwehr erkennen können. Frau Dr. Braune war eine geschiedene Frau — was wollte die mit ihrem lieben Jungen? Reizend war sie, das mußte der Neid ihr lassen, und klug und taktvoll auch. Sie tat fast zu heiter, nur um keine traurige Empfindung hervorzurufen. Die andere Dame, ein Fräulein Haberland, war auch sehr hübsch, aber viel stiller. Die hatte sich Frau Braune wohl nur mitgebracht, um nicht allein zu kommen. Es wurde Zeit zum Einsteigen. Nun nahm Fritz doch den Arm seiner Mutter.

„Also, nun mach dir keine Gedanken, du weißt, ich bin ein Sonntagskind,“ redete er ihr zu.

„Ja wirklich?“ fragte Gertrud Braune neugierig, „das habe ich noch gar nicht gewußt —“

„Aber wie oft haben Sie mich einen Glückspilz genannt,“ erwiderte er lebhaft. „Tatsächlich ist es ja auch immer sehr gut gegangen. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einmal kein Glück haben sollte —“

„Pst,“ machte Frau Dr. Braune, „da beruft man nicht —“

Er wollte sich totlachen. „Sie auch? Sie sind auch abergläubisch?“

„Das sind wir alle. Sie ebenfalls. Sonst würden Sie nicht darauf pochen, daß Sie ein Sonntagskind sind!“

„Nun also! Wenn Sie einmal hören, daß mir ein großer Schmerz widerfahren ist, dann können Sie annehmen, daß mein Stern im Sinken ist. Das ist auch ein Aberglaube von mir.“

Frau Beckerath konnte es kaum ertragen, in ihrer trüben Stimmung das leichte Geplauder mitanzuhören. Immerhin kam sie durch die Anwesenheit der jungen Damen leichter über den Abschied fort. Ihr war immer gewesen, als ob mit dem Ausrücken ihres Jüngsten alles zu Ende für sie sei.

Eines Tages las Frau Beckerath in der Zeitung, daß Frau Dr. Braune sich wieder verheiratet hatte; kriegsgetraut mit einem Hauptmann. O Gott, wie furchtbar! Das war der Schmerz, vor dem ihr Junge sich fürchtete — nun würde er selbst denken, das Glück habe ihn verlassen!

Kurze Zeit nachher kam der erste Brief von Fritz Beckerath aus Rußland. Ging das Unheil schon an? In seiner Mutter lebte der feste Glaube, daß ihr Sohn ihr aus dem Osten nicht wiederkehren würde. Sie verzehrte sich in Angst, kaum wagte sie, den Brief zu öffnen.

„Unerhörten Duse! habe ich wieder gehabt, liebe Mutter,“ schrieb Fritz, „wir wurden gerade von St. M. fortgenommen, ehe die Franzosen dort den neuen Durchbruch versuchten. Die uns ablösten, haben schwer gelitten. Ich hatte eben noch die Nachricht von Frau Dr. Braunes Wiederverheiratung erhalten, die mich sehr erfreute. Sie ist doch nun einmal Fräulein Haberlands beste Freundin — Mütterchen, wie gefällt die Dir? Die wird nämlich Deine Schwiegertochter, wenn ich wiederkomme. Und ich komme wieder, daran glaube ich fest.“

Frau Beckerath rief sich zur Ordnung. Wo war nur ihr Gottvertrauen in dieser schweren Zeit. Der liebe Gott half ihr, ohne daß sie es verdiente. Wie war sie fleingläubig gewesen! Aber nun sollte es wieder anders werden, sie wollte seine Hand nicht wieder loslassen!

All ihre Vorsätze wurden über den Haufen geworfen, als sie nach einiger Zeit in der Zeitung die Verlobung von Hertha Haberland las. Fast gleichzeitig traf die Nachricht von der schweren Verwundung ihres Aeltesten ein.

Die geängstigte Frau brach fast zusammen unter der Last der Sorgen. Das Unheil, das sie so lange gefürchtet hatte, nahm seinen Lauf. Man sagt ja immer, daß ein Unglück selten allein kommt. Von Fritz fehlten seit Wochen alle Nachrichten. Wer konnte wissen, ob er überhaupt noch lebte! Und wenn er erfuhr, daß das geliebte Mädchen sich einem andern verlobt hatte, dann war es aus mit ihm, dafür kannte sie ihren Fritz.

Eines Morgens klingelte es ganz früh, das ganze Haus schlief noch, die Lina an der Spitze natürlich. Frau Beckerath schlüpfte in ihren Schlafrock und öffnete selbst. Da stand Fritz vor ihr, gesund und vergnügt und, wie immer — sehr hungrig.

„Wo kommst du denn her?“ fragte sie glücklich.

„Direkt aus Rußland, kleines Mütterchen,“ lachte er und schloß sie in die Arme.

„Ja, hast du denn Urlaub?“

„Ich habe einen Transport zu leiten gehabt, und da bin ich mal ein bißchen herüber gefahren. Ich möchte mich rasch verloben —“

„Ach, du armer Bub!“ Ganz blaß war die Mutter geworden, und Tränen standen in ihren Augen.

„Ja, was ist denn? Warum weinst du denn?“ Der Sohn war ehrlich erschrocken.

„Daß ich dir das sagen muß,“ stöhnte die alte Frau, „die Hertha Haberland hat sich neulich mit einem andern verlobt!“

Fritz Beckerath lachte schallend. Er konnte erst lange Zeit gar nicht sprechen. Endlich brachte er heraus: „Ja, natürlich, daß da auch noch eine Schwester ist.“ — „O, Gott, was hätte mir das für Aufregungen erspart, wenn ich das gewußt hätte!“

„Siehst du, Mütterchen, du hättest doch auf mich mehr hören sollen: Mit den Träumen und Ahnungen hast du kein Glück!“

Selig streichelte sie seinen Arm. Sie sagte kein Wort — man muß ja nicht alles sagen, was man denkt, besonders nicht zu seinen Kindern. Aber nun wollte sie ernstlich sich nur auf den lieben Gott verlassen!



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Kasse eines Familienvaters.

Der Tierfreund im Schützengraben.

Oben im Graben ist der Boden weich und von vielen Löchern und Gängen, Höhlen und Kanälen durchzogen, das sind Wohnungen und Straken von Mäusen, Ratten, Wiesel und Dackeln, von Grillen, Käfern, Eidechsen, Blindschleichen, Maulwürfen und was alles sonst im Boden drin wohnt. Wenn die nun zum Loch hinauswollen, geht es plötzlich senkrecht hinunter in den Graben, und der ist unten hart und steinig und hat gar nirgends ein Loch, worin man sich verstecken könnte. Wieder hinaufklettern oder springen, das geht nicht, weil es zu hoch ist. Kommt dann so ein großer Mensch auf Soldatenstiefeln daher, getappt, ei wie springen sie davon. Aber nur wo ihre Schlupfe in der Nähe waren, sind sie allemal so klug verschwunden, daß man meinte, der Mensch könne sie nicht fangen. Auf dem Boden vom Schützengraben fängt man sie sogar leicht. Die Eidechsen bleiben schon nach wenigen Schritten erschöpft und atemlos liegen und können nimmer. Wenn ich sie dann oans bebutsam anpucke, dann wollen sie mich immer beißen. Es tut aber nicht weh, und wäre auch nicht nötig, denn ich will sie nur hinaustun, damit sie uns möglichst viele von den bösen Schnaken wegfressen, die uns so plagen. Auch den Fröschen und Kröten tun wir nichts, damit sie Schnaken fressen. Fröschelein habe ich schon im

Schützengraben aufgefressen, die waren nicht größer als eine Erbse, da muß man natürlich aufpassen, daß man sie nicht aus Versehen auf die Hübnereugen tritt.

Die Mäuse und Ratten werden tot gemacht, weil sie den Soldaten hinter ihr Vesperbrot stehen, und ihnen bei Nacht frech über das Gesicht laufen. Aber geplagt dürfen sie auch nicht werden, wie es neulich so ein Lausbub gemacht hat. Der machte ein kleines Wägelchen aus Fadenrollen und spannte eine Maus ins Geschütz ein, dann fuhr er mit seinem Mäusenwagen den Graben auf und ab. In meiner Hütte — die liegt auch im Graben, aber in einem Seitengraben, wie eine Straße Seitenstraßen hat — liegt unten im Parterre mein Vursche, seine Rattentruhe liegt auf dem Boden, und trotzdem schlägt er, wenn er aufrecht sitzen will, seinen Kopf an den ersten Stod; dort wohne ich. Ueber dem ersten Stod, der auch nicht viel höher ist als das Parterre, kommt der Dachstod, dort wohnen die Ratten. Das Dach ist wegen der bösen Granaten aus vielen Eisenbahnstienen und Balken, und oben drauf noch ein Haufen Kies. Zwischen den Stienen und Balken sind Löcher und scheint's auch eine Rattenegelsbahn; jeden Abend spielen sie mit einem runden Kieselstein, bis ich an die Decke klopfte und kommandierte: „Ruhe jetzt!“ Neulich kam der Rattenvater nachts, als noch Licht brannte, ganz frech an unseren Eßtisch, weil der gar so wunderbar nach Schwarzwälderpfand duftete. Ich habe mit der Pistole nach ihm geschossen, aber leider nicht getroffen. Er blökte frech die Zähne nach mir und verschwand. Vielleicht kriege ich ihn doch noch einmal; er ist ein schreckliches Tier, fast so groß wie eine Katze. Lieber mag ich die Maulwürfe, das sind merkwürdige Dinger. Wenn ich einen sehe, nehme ich ihn am Schwanz und hebe ihn zum Graben heraus, dann muß er sich, während ich ihn noch am Schwanz halte, mit seinem Bohrschnäuzchen und Allerweltssprachen eingraben. Damit ist er aber, wenn der Boden nicht zu hart ist, fertig, noch ehe Du dreimal leer schlucken kannst. Ein Velschen hat er, wie von Samt.

Die Grillen ärgern mich manchmal, weil sie immer gerade dann, wenn man schlafen will, anfangen, ihre Hinterbeine an den Flügeldecken zu reiben, damit es Gri gri macht. Es gibt Hunderte davon, und allzuviel Musik ist ungesund. Eine schöne Musik ist es aber abends, wenn's ganz dunkel ist und ganz frühmorgens, ehe es hell wird, wenn die vielen Nachtigallen in den Büschen und Bäumen nahe bei unserem Graben schlagen. Das tut gerade wie die Nachtigallenpfiffchen, die man auf dem Volksfest kaufen konnte, oder eigentlich noch schöner. Vögel sehen wir allerhand, aber in den Graben fallen sie nicht, weil sie fliegen können; bloß die ganz jungen, die es nicht können, fallen manchmal hinein. So hat gestern einer eine junge Lerche herausgeholt und die beiden Alten kamen ganz nahe her und haben ihrem Kind unter die Flügel gegriffen und es heimgeführt.

(Sudd. Sta.)

Eisenach.

Ich kam in sonnenschwerer Mittagsstunde
Zum alten Friedhof, wo die Vögel sangen;
Wo unter dichten, hohem Grase ruht
Manch stiller Schläfer, lange heimgegangen.
Der alten Stadt verträumte Siebel schau'n,
In Licht getaucht, in diese grüne Stille;
Und wilde Deckenrosen an dem Baum,
Dem halbzerfallnen, blühn in süß'ger Fülle.
Nur Käfer jurren in der klaren Luft,
Von fern schlägt eine Uhr langsam, gemessen:
Ein leiser Windhauch bringt den Blütenduft
Von Gräbern, eingesunken und vergessen.
Du weltverlorner, wilder Garten, du,
Mit deinen alten, wundervollen Steinen,
Hier weht Natur in ungebrochener Ruh',
Hier will mir alles Leben traumhaft scheinen.
Da plötzlich fernher irgendwo Gesang,
Und näher, näher voller Kraft und Leben.
Nur kurze Zeit — schon stirbt im Tal der Klang;
Und Sommerstille — meine Pulse beben.
Aus diesem Eden, das die Toten trägt,
Grüß' ich mit meines Herzens heißen Schlägen
Dich, Deutschlands Jugend, froh und tief erregt;
Dein ist der Tag — auf, zieh dem Sieg entgegen!

Else Voas im „Türmer“.

Ein treues Pferd.

Vom österreichisch-russischen Kriegsschauplatz wird berichtet:
„Ich war beauftragt, einen Befehl nach A. zu bringen.
Schnell ritt ich durch die feindlichen Massen und kam glücklich
am Ziele an. Auf dem Rückwege besaßte ich mich wieder. Plötzlich — ich hatte kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt —
wurde mein Pferd unruhig. Ich sah mich um und erblickte

hinter mir die Spitzen von einigen Kosakenlanzen in der Sonne glänzen. Ich spornete mein Pferd an, aber die vier Kosaken mit ihrem Offizier ritten auch schneller. Da hielt ich auf den Wald zu und suchte sie zu täuschen. Dort im Dickicht stieg ich vom Sattel und verbarg das Pferd im Gestrüpp, um mir selbst ein anderes Versteck zu suchen. Nach einigen Minuten ritten die Kosaken auch wirklich an meinem Versteck vorbei. Ich gab fünf Schuß mit dem Revolver ab, zwei Kosaken und der Offizier stürzten vom Pferde, die anderen rissen wie wild aus. Vorsichtig näherte ich mich den gefallenen Kosaken. Sie waren leblos. Der Offizier lag mit dem Gesicht zur Erde. Ich schlich heran und wollte ihn auf den Rücken drehen. Plötzlich schielte er mit seinem Revolver auf mich — mir wurde schwarz vor den Augen — ich taumelte — ich weiß nicht, wie lange ich so lag. Als ich erwachte, fühlte ich ein eigenartiges Atmen um mein Gesicht, irgend jemand wuschte mir mit einem feuchten warmen Gewebe meine Wunde und verhauchte mich eigentümlichen Tönen die Raubvögel. — Das war mein Pferd! Es leckte meine Wunde, blies auf mein Gesicht und wieberte in die dunkle Nacht hinaus. Den ganzen Tag verließ es mich nicht und hielt mich bei Besinnung, indem es fortwährend mit dem Fuß an meine Schulter stieß und dabei wieberte und nicht aufhörte mit seinem schmerzlichen Gewieher. Niemals werde ich diesen Laut vergessen. Endlich rief dies andauernde Gewieher galizische Juden herbei, sie holten Hilfe, und man schaffte mich nach Lemberg. So war ich gerettet und verdanke das Leben meinem treuesten Freunde, meinem Pferd.“



Luftige Ecke.

Eines Tages war die kleine Schwester nicht wohl und den ganzen Tag über ungnädig und eigensinnig. Schließlich verlor das sechs Jahre alte Dänschen die Geduld. „Mutter“, sprach er, „willst du nicht, daß Schwesterchen auch solche gute Frau wird wie du, wenn sie groß ist?“ — „Aber gewiß, mein Sohn.“ — „Nun warum fängst du denn jetzt nicht damit an? Du verlangst, daß ich ihr alles gebe, was sie wünscht, bloß weil sie ein Mädchen ist und kleiner als ich, aber du bist ein groß Teil kleiner als Papa, und doch sprichst du jeden Abend, wenn er nach Hause kommt, vom Sessel auf und sagt: „Hier ist dein Sessel, liebes Dänschen, hier ist die neue Zeitung, gleich will ich deine Haus-schube holen!“ — und ehe die überraschte Mutter eine Antwort finden konnte, blühte Dänschen sich und rief der heulenden Kleinen seinen Eisenbahnzug weg. „Sie wird eine schreckliche Frau werden, wenn wir nicht anfangen, sie zu erziehen,“ bemerkte er gefassen, indem er das Zimmer verließ, seinen Schatz unterm Arm.

Heinrich war auf der Universität. Er hatte etwas lässig gelebt und sah auf dem Trodeuen. Die Ferien standen vor der Tür, und er wollte daher nicht gern nach Hause um Geld schreiben. Er verfechte also Ueberzieher und Gradanzug. Als die Zeit der Reise kam, waren sie noch unausgelöst, aber er wußte, er würde sie zu Hause gebrauchen. Es gelang ihm auch, sie im letzten Augenblick noch auszulösen. Schnell packte er sie in seinen Koffer und fuhr ab. Seine Mutter half ihm beim Auspacken. Sie kam an den Ueberzieher. „Heinrich“, fragte sie, „was hat dieser Zettel an deinem Ueberzieher zu bedeuten?“ — „Ach, Mutter“, erwiderte er, „ich war neulich abends zu einem Ball, und das ist die Garderobennummer.“ — Sie fuhr mit dem Auspacken der Kleidungsstücke fort. Schließlich holte sie die Dose hervor. Auch diese trug einen Zettel. „Heinrich!“ rief sie aus, „was für ein Ball war denn das?“

Drei junge Gärtnerburschen, die im Treibhause beschäftigt sein sollten, während ihr Chef im Garten tätig war, wurden plötzlich durch das Erscheinen des „Alten“ überrascht, während sie einen gemütlichen Stet klopften. Der Alte war mit Recht empört. „Wie kommt es“, fragte er, „daß ich euch Vengels kaum jemals bei der Arbeit finde, wenn ich hier heraus komme?“ — „Ich weiß“, versetzte einer der Jünglinge, „es kommt davon, daß sie Gummisohlen tragen.“

„Fritz, weißt du, warum du einem Esel gleichst?“ — „Einem Esel?“ wiederholte Fritz. „Nein, das weiß ich nicht.“ — „Gibst du es auf?“ — „Ja.“ — „Weil deine bessere Hälfte die Dickköpfigkeit selbst ist!“ — „Das ist nicht schlecht. Daba! Ich werde es meiner Frau aufgeben, wenn ich nach Hause komme.“ — „Emilie“, begann er, als er sich zum Abendbrot niedersetzte, „weißt du, warum ich einem Esel gleiche?“ — Er wartete einen Augenblick, in der Erwartung, daß seine Frau das Raten aufgeben würde; aber sie tat es nicht. Sie schaute ihn mit leisem Mitleid in den Augen an und antwortete: „Ich denke mir, Schatz, weil du so geboren bist.“